

Kurt Huber : geboren in Chur

Autor(en): **Schumann, Rosemarie**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): - **(2011)**

Heft 5

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-398978>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kurt Huber – geboren in Chur

Rosemarie Schumann

Einleitung

Am 24. Oktober 1893 «um elf Uhr dreissig Minuten» – so sagt es der Geburtsschein – wurde in der Fontanastr. Nr. 6, dem heutigen Stadtgartenweg 11, in Chur, in der Familie des Professors Theodor Martin Huber, ein Knabe geboren. Das Kind erhielt den Namen Kurt Ivo Theodor. Zunächst schien es, als wolle der Neuankömmling die Welt nicht recht lautstark begrüßen. Mit Mühe holte der Vater den Kleinen ins Leben. Kurt war das zweitjüngste von später vier Geschwistern.

Die Hubers stammten aus Bayern. Der Vater, ein national und liberal denkender Mann, wirkte als Lehrer für Handelswissenschaften an der Kantonsschule in Chur. 1896 übersiedelte die Familie nach Stuttgart. Hier legte Kurt 1912 das Zeugnis der Reife ab. Ein Jahr zuvor war – viel zu früh – der Vater gestorben.

Als die Söhne Kurt und Richard nach München zum Studium aufbrachen – Richard studierte Medizin – gingen Mutter und beide Schwestern mit ihnen. An der Münchener Ludwig-Maximilians-Universität belegte Kurt Huber die Fächer Musikwissenschaft, Philosophie und Psychologie. Daneben besuchte er naturwissenschaftliche Vorlesungen, darunter die über Experimentalphysik bei Conrad Röntgen. Bereits sein Studium zeigt somit jenen breit gefächerten Ansatz, der lebenslang für Huber charakteristisch bleiben sollte.

Im Jahre 1917 promovierte er mit einer Arbeit über Ivo de Vento, einen aus Flandern stammenden Musiker, der im 16. Jahrhundert Organist der Münchener Hofkapelle unter Herzog Albrecht V. gewesen war.¹ Zwei Jahre später beendete Huber seine Habilitationsschrift, eine experimentalpsychologische Untersuchung mit dem Titel *Der Ausdruck musikalischer Elementarmotive*, in der es um die Ergründung der Vorgänge zwischen dem musikalischen Tongeschehen und dem davon ausgelösten Gefühlsverlauf im Menschen ging.² 1919 wurde Huber Assistent am Psychologischen Institut der Universität München. 1926 erfolgte die Berufung zum a. o. Professor. Bis auf eine kurze Unterbrechung in den Jahren 1937/1938 sollte er in dieser Position verbleiben, ehe ihn am 27. Februar 1943 die Verhaftung erteilte.

Was war geschehen? 1942 hatte sich Huber der studentischen Widerstandsgruppe *Weisse Rose* an der Universität München angeschlossen. In Flugblättern und Maueraufschriften protestierte diese



Kurt Hubers Geburtshaus am Stadtgartenweg in Chur.

gegen das Regime Hitlers und dessen Krieg im Osten. Damit war etwas Unerhörtes geschehen, etwas, das die Herrschenden jetzt – nach der Niederlage von Stalingrad – ganz und gar nicht gebrauchen konnten: die Empörung der Intellektuellen im Lande. Rissen doch die Flugblätter der *Weissen Rose* den demagogischen Vorhang hinweg, hinter dem die Diktatur die eigene Innenansicht vor dem Volke verbarg.

Kurt Huber hatte das sechste Flugblatt der *Weissen Rose* verfasst und das fünfte redigiert. Wegen Hochverrats ist er dafür vom Volkgerichtshof unter Vorsitz des berühmten Roland Freisler zum Tode verurteilt worden. Das Urteil wurde am 13. Juli 1943 in der Haftanstalt München-Stadelheim vollstreckt. Im Alter von noch nicht fünfzig Jahren starb Kurt Huber unter dem Fallbeil.³

Hubers geistige Persönlichkeit

Es ist das Anliegen dieses Beitrags, sich zuvörderst um die Innenansicht eines Mannes zu kümmern, der in einer todbringenden Zeit wahrhaft todesmutig agierte. Deshalb begeben wir uns zunächst in die Geisteswelt Kurt Hubers. Das ist ein Denken, das den Menschen der Gegenwart gemeinhin nicht mehr geläufig ist. Viele Zeitgenossen Hubers aber haben noch so gedacht wie er. Fernerhin ist darauf hinzuweisen, dass uns bei der Verabredung mit diesem Mann nicht weniger bevorsteht, als die Begegnung mit

einem Universalgelehrten. Drei Geistesriesen waren die Paten seines Lebens und Wirkens: der Kirchenvater Augustinus, der Philosoph Gottfried Wilhelm Leibniz und der Theologe, Geschichts- und Kulturphilosoph Johann Gottfried Herder.⁴ Augustinus war für das religiöse Element zuständig, Leibniz für die Philosophie und Herder stand für Hubers Geschichtsauffassung und seine Ästhetik, namentlich die Musikästhetik, und für sein Wirken auf dem Gebiet des Volksliedes.

Eine tiefe religiöse Bindung nach altständischem Muster bildete den Urgrund der Persönlichkeit Hubers. Dieses Denken war im Mittelalter beheimatet. Das Mittelalter, jene tausend Jahre europäischer Geschichte, waren für Huber weniger eine Zeit düsterer Burgverliese und ständiger Fehden, sondern eine Zeit göttlicher Geborgenheit. Die Welt ruhte im *Ordo*, dem grossen theologischen Urvertrauen, der Einheit von Geist und Macht. Bei einer solchen Einstellung war es geradezu zwangsläufig, dass Huber die europäische Aufklärung, die im 16. Jahrhundert ihre Anfänge hatte, als eine Megakrise empfand. Zwar hat sich die Aufklärung niemals gegen die Inhalte des Christentums erhoben, sondern lediglich gegen den Zwang, Christ zu sein, aber sie hatte auf die Selbstbestimmung des Menschen gepocht – ein schrecklicher Irrweg, wie Huber meinte. Denn die Aufklärung löste die Geborgenheit des Individuums in Gott und Kirche auf. Der Preis für diese Befreiung vom Dogmatismus war das Risiko des Uferlosen. In der Folge hat sich der Mensch berechtigt gefühlt, die göttliche Legitimierung moralischer Verbindlichkeiten zu ignorieren.

Diese Ersetzung einer gewiss dogmatischen Freiheit *zu* Gott durch eine voluntaristische Freiheit *von* Gott wurde in Hubers Augen zum Verhängnis. Denn nach dem Gottesverlust fand der Mensch weder eine neue Autorität noch Legitimität. Max Frisch hat diese Entwicklung auch gesehen, als er sagte, am Ende der Aufklärung stehe das goldene Kalb, die nackte Herrschaft des Geldes. Das sollte uns Heutige nachdenklich machen, stehen wir doch mit unserer Wirklichkeit der Aufklärung in ihrer rohesten Form gegenüber.

War im Mittelalter der Glaube Wissen gewesen, so wurde in der Aufklärung Wissen zum Glauben. In diesem Geiste erfasste sie alsbald alle Lebensbereiche und leitete somit auch in der Wissenschaft neue Entwicklungen ein. Eine auf empirische Grundlagen sich stützende Herangehensweise ergriff vor allem die Naturwissenschaften und vollzog gleichsam den letzten Schritt der Entdogmatisierung des Alten. Das Empirische vertrieb das Überempirische, jegliche Metaphysik wurde herauskatapultiert. Es regierten

die kalten Blicke Darwins und Haeckels. Sie und ihresgleichen waren es, die den Schöpfergott beschädigten. Bereits in jungen Jahren bekämpfte Huber jenen faustischen Impuls, der bis heute – namentlich in der Medizin – nicht danach fragt, ob alles Machbare auch erlaubt sei.

Auf solchen Wegen war die *philosophia perennis*, die ewige Philosophie des Abendlandes, auf die akademischen Hinterbänke verwiesen worden. Mit ihr verschwand die Frage nach dem göttlichen Sinn des Lebens und die Ehrfurcht vor dem Ganzen der Schöpfung. Das Christentum – die Muttersprache des Abendlandes – ging mehr und mehr verloren. Huber hingegen baute die Glaubensannahme auch in seine naturwissenschaftlichen Forschungen ein. Ein Leben lang war er bemüht, die sich entfernenden Naturwissenschaften in das alte Gebäude der Philosophie zurückzuführen.⁵ Diese leidenschaftliche Forderung nach der universellen Einheit der Wissenschaften findet heute neue Befürworter. Von einem «Komplementärmodell von Naturwissenschaften und Glaube» spricht Hans Küng, und besonders Genforscher und Physiker stimmen ein. «Wer zugibt», sagt Küng, «dass er nicht hinter den Vorhang gucken kann, sollte auch nicht behaupten, dass nichts dahinter ist [...]»⁶

Bei einem solchen Denkmuster lag es auf der Hand, dass Huber mit seiner Zeit haderte. Nagend nistete in ihm die Gewissheit, dass die Aufklärung auch der Urraum der so unschöpferisch daher kommenden Demokratie sei. Überhaupt die Demokratie – diese undeutsche Gedankenkrankheit – geboren aus der Französischen Revolution und all ihren weitläufigen Nachfolgerinnen, war sie nicht das Schmuttelkind der Aufklärung schlechthin?

Huber konnte demzufolge keinerlei Sympathie für den aufgewühlten Zeitgeist der Jahre nach dem Ersten Weltkrieg entwickeln. Die Weimarer Republik mit ihren auf die Strassen stürzenden, längst aus dem herkömmlichen Volkstum herausgerissenen Massen, erlebte er als grauen Novemberstaat. Als ein Gebilde gänzlichen Mangels an historischer Einzeichnung, ohne jede Sorgfalt mit der Moral – ein Beweis für unschöpferische Geschichte *per se*. Dagegen mutete ihn das föderalistisch-liberale Staatsmodell der Schweiz als geradezu vorbildlich an. Die Wiederherstellung der Eigenbedeutung der deutschen Stämme nach einem solchen Muster schien ihm Garantie zu sein gegen Zentralismus und unkontrollierten Machtzwang.

Diesen Staatsgedanken verband er mit der Erinnerung an das germanische Recht, jenes historische Jus, das im Mittelalter seine klassische Zeit erreicht hatte. Es bezog das Recht nicht auf den

Staat und dessen Gesetz, sondern auf das Volk und dessen Recht.⁷ Als Huber sein Flugblatt verfasste, stellte er das Recht über das Gesetz. Er verweigerte seinem Führer die Gefolgschaft. Damit verhielt er sich adäquat zu diesem alten Gebrauch. Nach ihm hätte er nunmehr ausser Landes gehen können. In seiner Zeit, in der ein Subordinationsrecht aufgerichtet worden war, musste er sich den Kopf abschlagen lassen.

Das wissenschaftliche Leben Kurt Hubers vollzog sich in drei Schaffensperioden: der musikwissenschaftlich-psychologischen in den Anfangsjahren, der volksliedkundlichen und schliesslich der philosophischen. Die Grenzen zwischen den Schaffensperioden waren stets fließend. Wir werden im Rahmen dieses Beitrags auf seine Volksliedforschung eingehen und die letzte Phase kurz streifen.

Hubers Arbeitsweise

Da Huber allein vom Naturell her ausserstande war, sich in ein einziges Fach einschliessen zu lassen und sich mathematischen und physikalischen Fragen ebenso widmete wie geisteswissenschaftlichen, geriet er in Widerspruch mit den universitären Strukturen. Längst hatten sich die Wissenschaften in Einzelfächern eingerichtet und schauten kaum noch über die Zäune. Bei seinem Ritt durch die Fächer vermochte Huber demzufolge nicht zu erwerben, was inzwischen ebenso üblich wie existentiell notwendig war: das fachspezifische Etikett. Er war einfach nicht einzuordnen in die vorgegebenen Strukturen. Hinzu kam eine weitere, in seiner Zeit noch recht ungewöhnliche Eigenart: eine Forschungsweise in Nischen, eine Heuristik des *contineri minimo*, des Genügens habens im Kleinsten. Das bedeutete: eine Philosophie des Millimeters, die Musikästhetik eines Wimpernschlages.

All diese Umstände haben massgeblich dazu beigetragen, dass ihm der hochverdiente Lehrstuhl immer wieder verweigert wurde. Ein so kleiner Gegenstand wie das Volkslied beispielsweise wurde in der etablierten Musikwissenschaft, ja selbst in der Volkskunde, zu dieser Zeit gerade noch als herabgesunkenes Kulturgut eingestuft und erfüllte somit nicht die Kriterien für seriöse Forschung. Die Beschäftigung mit dem Volkslied war nach Meinung vieler Fachgelehrter eher ein Steckenpferd denn eine Wissenschaft.

Die meisten seiner Professoren-Kollegen haben Huber nicht verstanden. Diese Männer, die allerdings als die Lehrstuhlmacher fungierten, waren nicht in der Lage, etwas von der Seeligkeit zu

ahnen, die Huber bei der Beschäftigung mit dem Volkslied erfüllte. Noch unverständlicher erschien ihnen der missionarische Eifer, den er dabei an den Tag legte.

Sein aus Bulgarien stammender Schüler Georgi Schischkoff berichtet, dass die Mehrheit der Münchener Professoren nichts wusste von den «wissenschaftlichen Forschungen und den vielen Originalleistungen, mit denen Kurt Huber in die Geschichte einging».⁸ Von den Akademikern der nachfolgenden Generationen wollte Schischkoff gar gänzlich schweigen.

Nähe zum Nationalsozialismus?

Der Nationalsozialismus mochte Huber zunächst als die Wiederherstellung der alten heilen Welt vorkommen. Sein konservativer Standpunkt hiess ihn die Hoffnung hegen, Hitlers Herrschaft würde endlich die ersehnte historische Wende zuwege bringen. Eine solche Haltung aber war eher eine Mutmassung und somit kein Einschwenken auf die braune Ideologie schlechthin. Huber stand mit dieser Auffassung nicht allein. Vielen Suchenden in jener Zeit erschien die nationalsozialistische Machtübernahme als ein Komplex aus Niedergang und Neuwerdung. Das Grab der alten Welt sollte zur Wiege einer neuen werden. Sie hofften tatsächlich, der deutsche organische Staatsgedanke mit seinem Ferment, dem germanischen Recht, werde wieder aufleben und den mechanistisch-demokratischen Zeitgeist, wie Thomas Mann ihn beschrieben hatte, versinken lassen.⁹

Solch irrige Annahmen verführten auch Huber zunächst dazu, die dem Nationalsozialismus innewohnenden Extreme lediglich als behebbare Symptome eines noch in den Kinderschuhen steckenden Gesellschaftsmodells zu halten. Belehrung, folgerte er, sei notwendig. Seine Apostelnatur erwachte. Er wollte die neuen Machthaber gleichsam in seinen Hörsaal bitten, um sie mit fachkundigem Munde zu unterrichten, wie ein völkischer Staat zu funktionieren habe. Daneben beabsichtigte er auch, praktisch zu handeln.

1933 warf er sich mit Verve in die Volkstumsarbeit. In NS-Organisationen wie der *KdF* (*Kraft durch Freude*), dem *Rosenbergschen Kampfbund* (den er spöttisch «Krampfbund» nannte) und anderen Gremien versuchte er, die Kenntnis über die Volkskultur und Volkskunst zu erneuern und diese damit wieder zu einem Bestandteil des öffentlichen Lebens und Wissens zu machen. Er ahnte nicht, dass es sein durch und durch akademisches Konzept war,

das ihn von Anfang an dazu verurteilte, mit den flachgeistigen und demagogischen Abgründen des Regimes zu kollidieren. Aus diesen Gründen sollte deshalb keinesfalls zu schnell geschlussfolgert werden, Huber sei ideologisch auf den Nationalsozialismus eingeschwenkt. Die Sache ist diffiziler. Wir werden bei der Betrachtung seiner Rezeptionsgeschichte darauf zurückkommen. Zunächst aber wenden wir uns seiner Volksliedforschung zu.

Volksliedforschung

Mitte der 1920er-Jahre hatte Huber begonnen, sich mit dem Volkslied zu beschäftigen. Im Auftrag der 1925 in München gegründeten *Deutschen Akademie zur wissenschaftlichen Erforschung und Pflege des Deutschtums* hatte er noch im gleichen Jahr eine erste Reise in oberbayerische Gebirgsregionen unternommen. Er sammelte die Lieder der Berge und verschwiegenen Täler auf und sicherte sie phonographisch auf den damals üblichen Wachswalzen. Auf dieser Reise lernte er den bayerischen Volkssänger Paul Kiem, genannt Kiem Pauli, kennen. Noch heute kennt ihn in Bayern jedes Kind. Alsbald verband die beiden Männer Freundschaft und Gemeinschaft in der Aufgabe, das Liedgut der Alpen in seiner Originalität und landschaftlichen Physiognomie zu erfassen und zu erhalten. Bis 1930 hatten sie 126 Wachswalzenaufnahmen angefertigt, die ersten Tondokumente bayerischer Volksmusik überhaupt.¹⁰

Ebenfalls im Jahre 1930 erschien als weiteres Ergebnis aus der Zusammenarbeit von Kurt Huber und Kiem Pauli ein *Oberbayerisches Volksliederbuch*.¹¹ Als das Bändchen auf den Markt kam, hatte es bereits eine Geschichte mannigfacher Widrigkeiten hinter sich.¹² Seit 1928 hatte der etablierte Volkskundler John Meier (1864–1953), der 1914 in Freiburg im Breisgau sein *Volkslied-Archiv* gegründet hatte und Vorsitzender des *Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde* war, das Projekt an sich gezogen. Damit begann eine jahrelange Konfliktgeschichte zwischen Meier und Huber. Meier, der in der NS-Zeit selbst um sein Lebenswerk fürchten musste, wurde nicht müde, dieses Lebenswerk zu verteidigen und sich folglich gegen Huber zu positionieren.

Meier arbeitete vornehmlich nach philologischen Gesichtspunkten, d. h. nach der alphabetischen Ordnung der Textanfänge. Damit stand die Sammlung der Texte im Vordergrund. Huber hingegen richtete sein Augenmerk auf die Melodien und die musikpflegerische Seite des Volksliedes. Er wollte die Lieder wieder auf ihre

ursprüngliche Form zurückführen und sie damit von den Schlacken befreien, die diese im Laufe der Jahrhunderte u. a. durch Zersingen angesetzt hatten. Das volksliedliche Singen selbst erachtete er nur dann als echt, wenn sich die Interpreten in emotionalem Einklang mit der Landschaft, dem Brauchtum und dem historisch Gewachsenen ihrer Region befanden.

So sehr Huber die Phonotechnik interessierte, – er hatte 1920 an der Berliner Universität bei dem Begründer der Tonpsychologie, Friedrich Carl Stumpf (1848–1936), physikalisch-akustische Grundlagenforschung betrieben – so kritisch betrachtete er ihre Schattenseiten. Da war vor allem die Gefahr, den Schwerpunkt auf Massenwirksamkeit zu verlegen und somit alles Originäre einzuebnen. Bereits im Jahre 1926 verwahrte er sich im *Süddeutschen Rundfunk* gegen das aufkommende «Salontiroletum» und die «billige Gassenmelodik». Dabei zielte er auf jene modische Musik, die bereits leichthin aus den Radios quoll und längst auch die «stillsten Bergdörfer» erreicht hatte.¹³ Dort verschüttete sie den heimischen Wurzelgrund und verwirrte die Köpfe.

Gegen diese «Gassenmelodik» glich das Volkslied einem Heiligtum. Für Huber war es das himmlische Meer der Töne in den schönsten irdischen Stimmen und Klängen. Ummalt es doch das allgemein Menschliche in seiner Heiterkeit, seinem Schmerz, in seiner Liebe. Es steigt «von unten» «nach oben» empor, getragen von der Individualität der Sänger, die meist in kleinen Gruppen beieinander stehen. Dieses Lied, der volkstümliche Niederschlag des christlich-germanischen Verschmelzungsprozesses, gehört dem Bauerntum – für Huber die Hauptkraft im Volke. Wenige haben das Volkslied so mit Herzblut geliebt wie er.

Das Volkslied aber hatte für ihn neben dieser sehr persönlichen und inneren Bedeutung noch eine wichtige äussere. Es war sein Instrument, mit dem er gegen die Farbloswerdung und Vermasung der modernen Gesellschaft ankämpfte. Er wollte den Volksgesang zum Mittel völkischer Bindung machen, ihn quasi rückbetten, wieder an seine ursprünglichen Träger koppeln. Galt es doch, den trostlos gewordenen Massen auf den Strassen der deutschen Städte ständische Formung und Gottgegenwärtigkeit zurückzubringen. Mit den alten Liedern sollten die alten Werte in das Bewusstsein der Menschen zurückgeholt werden. Die Urrealität des Christentums würde zurückkehren: die Individualität des Menschen vor Gott.

Hubers aus Griechenland stammender Schüler Thrasybulos Georgiades (1907–1977), der nach dem Krieg Vorstand des Musikwissenschaftlichen Seminars der Universität München gewesen



Gedenktafel an Kurt Hubers
Geburtshaus am Stadtgarten-
weg 11 in Chur.

ist, hat Hubers besondere Zuwendung zu dem Volkslied trefflich beschrieben: «Hubers Verhältnis zum Volkslied», heisst es bei ihm, «versteht man nicht, wenn man es bloss als das eines Forschers zu einem wissenschaftlichen Spezialgebiet auffasst. Denn das Volkslied ist für ihn mehr. Es ist das Symbol für die objektive Verwirklichung seines Glaubens, eine Brücke, die von der Welt des Wissens zu der des Handelns hinüberführt. Das Ziel der Volksliedarbeit Hubers ist nicht eine Erkenntnis, sondern ein Imperativ. Es ist eine Kampfansage des historischen Volkstumsbegriffs gegen eine die historischen Wurzeln abschneidende Entwicklung zur revolutionären und zugleich farblosen Masse.»¹⁴

Von 1930 bis 1936 veranstaltete Huber zusammen mit Kiem Pauli Preissingen in bayerischen Landschaften. Auf diese Weise versuchte er, den ebenso groben wie klirrenden Propagandagesängen der braunen Parteigänger entgegenzuwirken. Diese Preissingen – 1936 auch ein Kinderpreissingen – wurden zu Hubers ganz persönlichen Kundgebungen gegen das sinnverwirrende Schallgemenge aus gleisnerischem Horst-Wessel-Lied und Marschstiefeln, das Deutschland in dieser Zeit durchhallte.¹⁵

Im Frühjahr 1937 ging Huber nach Berlin. Im Auftrage des *Reichsministeriums für Erziehung, Volksbildung und Wissenschaft* übernahm er im soeben aus der Taufe gehobenen *Institut für Deutsche Musikforschung* kommissarisch die Leitung der Abteilung Volksmusik. Seine Aufgabe war es, von dort aus die Volksliedarbeit im gesamten Reich zu organisieren und zu koordinieren – eine Tätig-

keit, auf die er sich bestens vorbereitet fühlte. Das Institut selbst war bizarrer Herkunft. Sein Gründer war der braune Weltanschauungswächter Alfred Rosenberg (1893–1946). Im Wettrennen um die Kulturhoheit im Lande hatte Rosenberg mit der Etablierung dieses Musik-Instituts einen Sieg gegen Heinrich Himmler (1900–1945) davongetragen, jenen mystisch wabernden «Reichsführer SS» und Erfinder des «Ahnenerbes».¹⁶

Huber war mit grossen Plänen nach Berlin gegangen. Er hoffte, neben seiner Arbeit im Musik-Institut, an der hauptstädtischen Friedrich-Wilhelms-Universität, der heutigen Humboldt-Universität, endlich das zu erlangen, was München ihm immer wieder vorenthalten hatte: einen Lehrstuhl. Das Streben nach der Lehrkanzel war längst zu einem ständigen Ansuchen, ja Lebenstrauma, geworden und sollte am Ende dennoch erfolglos bleiben.¹⁷

Nun würde Berlin richten, was München ihm versagt hatte. Zuversicht überglänzte die neue Tätigkeit. Endlich würde er sein Konzept für die Volksliedarbeit in grossem Stil in die Lande tragen können und damit einen Lehrstuhl – möglichst für Musikwissenschaft – umkränzen. Es kam anders. Nach kurzer Zeit wurde sichtbar, dass Huber keinerlei Anzeichen erkennen liess, in seiner Tätigkeit der ideologischen Leitlinie in der Musikpropaganda folgen zu wollen. Vielmehr verharrte er bei den gesicherten Quellen und machte dadurch den verstopften Born sichtbar, mittels dessen braune Apologeten der Musikwissenschaft versuchten, die alte Liedertafel zu grossdeutscher Empfindung umzubiegen. Huber verachtete die allerorten praktizierte musikalische Breitenpropaganda, die Kampf- und Stampflieder der Hitlerjugend und SA auf den Strassen. Zusammen mit den klirrenden Fahnen im Winde waren das die Räusche, die gebraucht wurden als Sinnbild deutscher Mannhaftigkeit. Dazu die Tradition der Gesangvereine – das männerbündische Gemeinschaftsideal mit seinem vaterländischen Gelöbnisritual, das sich mit dem Ethos von Tapferkeit paaren liess. All das war unverzichtbar für die Vorbereitung eines Weltkrieges. Das Dritte Reich, wurde von Seiten einer braungewendeten Musikwissenschaft stolz verkündet, sei nicht nur erkämpft, sondern auch ersungen worden.¹⁸

Für Huber waren das unfassbare, im wahrsten Sinne des Wortes entartende Verfahrensweisen. Denn die Singenden wurden manipuliert, in die Rolle von politischen Stimmungserzeugern gepresst. Für derartige politische Zweckforschung stand Huber nicht zur Verfügung. Es dauerte nicht lange, und die Hatz auf ihn begann. Herbert Gerigk, ein wütender Antisemit und Erzzänker, Chef der *Hauptstelle Musik* im weltanschaulichen Überwachungsamt des

Alfred Rosenberg, nahm Huber ins Visier. Gerigk fand sogleich Verbündete in der *Reichsjugendführung*, dem *Ministerium für Erziehung, Volksbildung und Wissenschaft* sowie unter «gleichgeschalteten» Vertretern der Musikwissenschaft. Eine Phalanx von Schreckensmännern tat sich zusammen, vollführte Maulwurfsarbeit und brachte Huber schliesslich zu Fall. Unter Federführung des Ministeriums erfolgte seine Entlassung. Mit rauher Hand entwand man ihm seine grösste Liebe.¹⁹

Diese Vorgänge öffneten ihm die Augen. Er begann die Widersprüche wahrzunehmen, in denen er sich befand. Viel zu lange hatte er all die menschlichen Schabigkeiten, die ihm im Wissenschaftsbetrieb und von Seiten des Ministeriums in der deutschen Hauptstadt täglich zugefügt worden waren, politisch nicht zu deuten vermocht. Jetzt jedoch färbte sich seine rosarote Brille grau. Er musste erkennen, dass er sich verhofft hatte. Menschlich tief verletzt und von materieller Not gezeichnet, kehrte er nach einem schikanösen und erniedrigenden Jahr in Berlin im Spätsommer 1938 nach München zurück. Auch dort nicht unbedingt freudig erwartet. Unter Schwierigkeiten und mit Hilfe von Freunden gelang es schliesslich, ihn in seine alte Stellung wieder einzusetzen – freilich zu den gleichen unbefriedigenden Bedingungen, die die Aussicht auf einen Lehrstuhl wieder einmal trübten. Hinzu kam jetzt aber noch, dass sich Huber mit der Tatsache abzufinden hatte, dass er 1937/38 sowohl an der Technischen Hochschule in Dresden als auch an der Universität Jena wegen weltanschaulicher Untragbarkeit aus der Vergabeliste gestrichen worden war.²⁰

Zunächst nahm der Münchener Alltag rein äusserlich wieder seinen gewohnten Verlauf. In der inneren Struktur der Universität hatte sich allerdings so manches verändert. Die Philosophie wurde von zwei Parteigängern der NSDAP vertreten, deren Bemühungen um die braune Auslegung der Philosophiegeschichte sowie die Mängel eigener Fachkenntnis von den Studenten amüsiert beobachtet wurden.²¹

1940 wurde Huber zum a. o. Professor berufen. Zugleich erhielt er die Lehrbefugnis für Philosophie und Psychologie. Damit trat er gleichzeitig in das Beamtenverhältnis ein – allerdings in seinem Falle mit der Einschränkung des Widerrufs. Das Beamtenverhältnis war laut Reichsgesetz vom 28. Februar 1939 an die Parteizugehörigkeit gebunden. Huber war soeben, wenn gleich mit einigen disziplinarischen Komplikationen und auf sanften Druck seiner Frau, die endlich Ruhe brauchte, Mitglied der NSDAP geworden.

In den folgenden Jahren hielt Huber Vorlesungen u.a. zu Themen wie *Leibniz' Philosophie und ihre Wirkung bis zur Gegenwart*, zur *Ton- und Musikpsychologie*, sowie zur *Deutschen Volksliedkunde*. Im Sommersemester 1942 fanden jene Vorlesungen über *Leibniz und seine Zeit* statt, in die die Studenten zuhauf strömten, unter ihnen jene, die sich unter dem Namen *Weisse Rose* zusammengefunden hatten. Im Jahre 1941 hatte Huber vom Cotta-Verlag das Angebot erhalten, für die dort aufgelegte Reihe *Die Denker Europas* eine Biographie Leibnizens zu verfassen. Das war eine Arbeit, in die er sich mit Schaffenslust stürzte. Über dem Leibniz-Werk, das ein grosser Wurf hätte werden können, ist Huber das Leben genommen worden. Deshalb ist es ein Torso geblieben. Noch in der Haft hat er an dem Buch gearbeitet. Clara Huber, seine Frau, hat es in Verbindung mit einer Schülerin ihres Mannes nach dem Krieg herausgegeben. Eine wissenschaftliche Edition auf der Grundlage seines Nachlasses fehlt allerdings bis heute.

Hubers Nachlass enthält neben dem Leibniz-Fragment eine Arbeit über Vokaltheorie sowie weitere Texte, die der Veröffentlichung harren. Im *Institut für Volkskunde* in München liegt das Manuskript der *Theorie der Lagegeometrie von Melodien* – ein Geniestreich nach dem Muster Leibnizens. Vergeblich hat Clara Huber versucht, einen Wissenschaftler zu finden, der eine Bearbeitung und Veröffentlichung bewerkstelligen könnte. Bis heute hat sich weder die Musikwissenschaft noch die Volkskunde dieses bedeutsamen Werkes angenommen. In seinem hohen mathematischen Schwierigkeitsgrad oszilliert es gleichsam zwischen den Fächern und erschwert den Zugang.

Beweggründe des Widerspruchs gegen den Nationalsozialismus

Das bisher Dargestellte liess bereits erkennen, dass die üblichen Inhalte des an sich unscharfen Widerstandbegriffes bei Kurt Huber nicht greifen. Denn es ist zunächst keine Position des «Anti» wahrzunehmen, wie beispielsweise bei den Männern des 20. Juli 1944. Huber wollte nicht mehr, aber auch nicht weniger, als Deutschland von seinen historischen Holzwegen zurückholen. Er suchte Veränderung durch Rückgriff. Reversion, Umkehrung, war sein Programm. Damit qualifizierte er Vergangenheit, namentlich das Mittelalter, zur Vorgeschichte einer wunderbaren Zukunft, in der sämtliche Fehlentwicklungen aus dem Geist der Aufklärung korrigiert werden würden.

Wo sollte ein Mann wie er, der sich der Vorwärts- und Fortschrittseuphorie des 19. und 20. Jahrhunderts so vehement verweigerte, auch anders hinschauen, als nach hinten? Demokratie war für ihn keine Lösung. Und das, was 1945 aus Moskau nach Mitteldeutschland schwappen sollte – in die sowjetische Besatzungszone – gleich gar nicht. Galt Huber bereits zu seiner Zeit als ein «Unzeitgemässer», so trägt sich sein Ruf in der Historiographie weiter fort. Tatsächlich ist das Grundproblem der Huber-Forschung der schwierige Zugang zu diesem Mann. Selbst in seinem Protest stehen wir einem Phänomen gegenüber, das in der Skala der Widerstandsformen noch keinen Namen hat.

Als Huber vor dem Volksgerichtshof sein Handeln begründete, bezog er sich auf Johann Gottlieb Fichte, der 1794 in seinen Jenaer Vorlesungen *Über die Bestimmung des Gelehrten* gesagt hatte: «Handle so, dass du die Maxime deines Willens als ewiges Gesetz für dich denken könntest [...] Wir lehren nicht bloss durch Worte; wir lehren auch weit eindringender durch unser Beispiel; und jeder, der in der Gesellschaft lebt, ist ihr ein gutes Beispiel schuldig [...]»²² Huber selbst sagte vor seinem Richter: «Die innere Würde des Hochschullehrers, des offenen, mutigen Bekenner seiner Welt- und Staatsanschauung kann mir kein Hochverratsverfahren rauben. Mein Handeln und Wollen wird der eherne Gang der Geschichte rechtfertigen; darauf vertraue ich felsenfest. Ich hoffe zu Gott, dass die geistigen Kräfte, die es rechtfertigen, rechtzeitig aus meinem Volke sich entbinden mögen. Ich habe gehandelt, wie ich aus einer inneren Stimme heraus handeln musste.»²³

Während der Verhöre bei der Gestapo hat Huber immer wieder betont, dass er seinen Protest nicht als *Widerstand*, sondern als *Widerspruch* verstanden wissen wolle. Sein Werkzeug war das Wort. «Im Anfang war das Wort», heisst es bedeutungsschwer am Beginn des Johannes-Evangeliums. Für Huber war das zugleich Aufforderung wie Legitimation zum Handeln. Denn das Wort als Tat rückt in den Blickpunkt. Das Wort Gottes erscheint als Schöpfertat. Aber Huber ging noch weiter. Er analogisierte das Wort mit dem Tatbegriff Goethes. Er meinte wohl die Szene im Studierzimmer im ersten Teil des Faust, als dieser mit dem Wort-Tat-Begriff ringt:

«Geschrieben steht <Im Anfang war das Wort>
Hier stock' ich schon! Wer hilft mir weiter fort?
Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen,
Ich muss es anders übersetzen, ...
Mir hilft der Geist! Auf einmal seh' ich Rat
Und schreibe getrost: Im Anfang war die Tat!»²⁴

Hubers Art, stets bei den Quellen und nie bei den Parolen zu sein, führte ihn unentrinnbar auf einen Weg voller Anstösse. Eine Wundlinie tat sich auf zwischen dem Mann und dem Regime, die sich über die Jahre vertiefte und am Ende zum klaffenden Bruch weitete. Immer wieder ist nach dem Zweiten Weltkrieg die Frage diskutiert worden, ob Hubers Entschluss zum Handeln blosser Spontaneität entsprang. Diese Frage ist zu verneinen. Allerdings liegt sein Widerspruch auch nicht offen zutage. Er muss geradezu *herauspräpariert* werden aus Leben und Werk.

Dennoch hat es einen Anlass gegeben, der sein Handeln auslöste. Nach Berichten von Freunden sowie den Vernehmungsprotokollen zufolge, war die Entschlossenheit, gegen den Bolschewismus mobil zu machen, der Hauptgrund, sich an den Flugblattaktionen der *Weissen Rose* zu beteiligen. Scharfzüngig klagte er Hitler an, der in seinen Augen längst zum Zerrbild eines Führers geworden war und als Verderber im eigenen Lande stand. Stalingrad war gefallen. Jetzt war nicht mehr zu übersehen: Der Nationalsozialismus versagte an der fernen Wolga ebenso wie im nahen München. Schon sah Huber die Rote Armee nach Westen fluten – im Tross den Kommunismus mit sich führend, der Deutschland überrollen würde. In seinen Augen ging an der Front im Osten das Heilige Römische Reich Deutscher Nation – nunmehr unter den Flammenzeichen des russischen Bolschewismus – noch einmal unter. Dieses Mal jedoch würde – anders als zu Napoleons Zeiten – der Eroberungszug die gesamte Kulturgestalt des deutschen Volkes unter sich begraben.

Das Flugblatt wurde Hubers inständigste Geste, die über ihn hinauswies. Seine Apostelnatur hatte sich Bahn gebrochen und jeglichen pragmatischen Einwand ethisch negiert. Aber sein Volk dankte ihm wenig. Es mochte nicht sehen, dass dieser so komplizierte Widerspruch in Wahrheit in der Verantwortung für das Morgen ruhte. Was Menschen Übles tun, das überlebt sie gewöhnlich, was sie Gutes tun, wird mit ihnen begraben.

Blick auf Hubers Rezeptionsgeschichte

Die Huber-Forschung befindet sich in einer Situation, in der Befürworter und Kritiker gleichermaßen nach Einblicken suchen. Nach dem Zweiten Weltkrieg konnte es nämlich ein Makel sein, im Dritten Reich eine Art undienlichen Widerstand geleistet zu haben. In beiden deutschen Staaten wurde es üblich, lediglich die Nähe bzw. Ferne zu den jeweiligen Doktrinen zu messen: zur De-

mokratie in der Bundesrepublik und zum Sozialismus in der DDR. Das aber war beiderseits nachgeborene Anmassung. Eine Subjektwerdung der Opfer konnte sich mit solchen Methoden nicht vollziehen.

Huber traf es besonders hart. Ihm geschah, was schon Herder verurteilt hatte: das Messen einer Zeit mit dem Massstab einer anderen. Huber passte so gar nicht in die Rolle des Musterschülers einer Forschung, die auf ein früheres Leben die heutige Moral drückt, und die schon in der NS-Zeit das Bild eines lupenreinen Demokraten bundesdeutschen Zuschnitts von ihm erwartete. In dieser Selbstfeier des Gegenwärtigen verlor Hubers Botschaft tatsächlich ihren Sinn. Immer wieder wurde er in die politische Nähe der braunen Macht gerückt – unbekümmert hinwegurteilend dabei über seine wahren Intentionen.

Auch historiographisch geriet Huber an den Rand, als im Personenkreis der *Weissen Rose* verschiedene Leidensgruppen geschaffen wurden. Eine wahrhaft seltsame Hierarchie entstand und gelangte in das Bewusstsein der Öffentlichkeit. Einer alsbald auf die Studenten – namentlich die Geschwister Scholl – konzentrierten und hagiographisch gefärbten sowie familiären Geschichtsschreibung war Huber viel zu oft nur einer pejorativ gestimmten Erwähnung der Vollständigkeit halber wert. Er gewinnt kaum eigenes Profil in den Darstellungen über die *Weisse Rose*.

Es hat sich eine barmherzig-abwertend getränkte Neigung breit gemacht, Kurt Huber als tragisch Gescheiterten, ja als bizarren Einzelgänger zu deuten, der die Zeichen der Zeit nicht verstanden habe. Diese Art der Würdigung gilt mehr einer getanen Pflicht im Widerstand – und somit einer Sache – und viel weniger der Person selbst. Dass auf diese Weise am Ende aus einem Widersprechenden ein Mann des Widerstandes wurde, zeigt, wie sorglos nicht nur mit der Definitiorik des Begriffes, sondern auch mit Huber selbst umgegangen wird.

Diese Art von Urteilen erklären seinen Protest nicht. Zudem machen sie ihn ideologisch anfällig. Ausserdem haben derartige Reflexionen gewöhnlich kaum Bezug zu seiner Gesamtpersönlichkeit. Der unaufhebbare Zusammenhang von Leben, Werk und finaler Tat wurde in der Rezeptionsgeschichte bislang kaum berücksichtigt.

Verschlimmert wurde die ganze Angelegenheit noch durch den Zugriff der Einzelfächer. Huber mit seiner universalen Arbeitsweise wurde nun nachträglich quasi zerlegt. Die Geschichtswissenschaft griff zu. Vor noch gar nicht langer Zeit ist dort die Rede davon gewesen, dass lediglich Enttäuschung «zu einem leiden-

schaftlichen Hass» geführt habe.²⁵ Von der Volksliedkunde wurde gleich der ganze Mann in Frage gestellt. «Im Falle Kurt Hubers», heisst es dort, «führen weder Texte noch Taten aus dem Bereich seiner <volkskundlichen> [!!!] Arbeiten zu seinem Widerstand.»²⁶ In der Musikwissenschaft ist das Urteil ein wenig differenzierter. Doch gibt es auch hier das wiederkehrende Stereotyp, das Hubers Widerspruch und Opfer verfälscht. Hubers Forschungen seien von «nationalkonservativer Ideologie und von einem rassistischen Menschenbild bestimmt, mithin von eben jener Haltung, deren Bekämpfung ihn am Ende das Leben kostete», lautet das Urteil.²⁷ Die Philosophie hingegen eröffnete endlich eine differenziertere Betrachtung.²⁸

Es schwebt etwas ungemein Tragisches über dem Leben Kurt Hubers. Wer hier zu recherchieren hat, steht vor einer bedrückenden Alternative. Der Gedanke, dass starre Denkgebäude keine Fenster in andere Lebenswelten haben, lässt sich einfach nicht unterdrücken. Am Ende stehen wir vor einer Persönlichkeit mit ängstlichen Zügen. Das Bild Hiobs steigt auf: zerrissen zwischen Ertragenwollen und Aufbegehren.

Am Ende erhebt sich die Frage, welche Aussichten auf Verwirklichung Hubers Programm zur gesellschaftlichen Erneuerung haben konnte? Stehen wir doch vor dem antimodernen Protest eines Scholastikers. Eine schlüssige Antwort wird es darauf nicht geben. Erkundigt man sich hingegen danach, ob er die weltanschaulich angemassete Deutungshoheit der nationalsozialistischen Philosophie- und Religionsversuche unterlaufen hat, so fällt die Antwort leicht.

Wer die Lebensgeschichte Kurt Hubers zu schreiben hat, steht vor dem Problem, diesen Mann als den zu würdigen, den er in sich selbst gesehen hat: Die Verkörperung einer praktischen Philosophie mit Andachtsgefühl vor der Geisteskultur des Abendlandes und darin der eigenen Mission. Das war es, was ihn bedeutend machen sollte. Tatsache aber ist, dass er bedeutend wurde als Mann des Widerstandes, der er lange nicht sein wollte. Vielleicht kann zusammenfassend gesagt werden: Kurt Huber wurde zu einem Gegner des Nationalsozialismus ohne es zu wollen – und zu einem temporären Mitläufer ohne es wirklich zu können.

Buchstäblich bis zur letzten Minute hat Huber gearbeitet. Als ihn die Nachricht von der bevorstehenden Hinrichtung erreichte, war er mit seiner *Vokaltheorie* beschäftigt. Unmittelbar an den wissenschaftlichen Text anschliessend, schrieb er den Abschiedsbrief an seine Familie. «Freut Euch mit mir!», heisst es dort. «Ich darf für mein Vaterland sterben, für ein gerechtes und schöneres

Vaterland, das bestimmt aus diesem Krieg hervorgehen wird.» In die Hände seiner Frau legte er das Schicksal und die Erziehung der beiden Kinder.²⁹

Im Jahre 1943 ist Kurt Huber hingerichtet worden – nach dem Motto des Joseph Goebbels: Gesinnung muss bestraft werden. Wir können nicht wissen, auf welcher schmerzvollen Weise Kurt Huber mit dem Todesurteil fertig wurde. Wir können nur wünschen, dass er in schweren Tagen der tröstenden Botschaft des ihm so vertrauten Augustinus inne werden konnte, die da lautet: «Die Seelen der Gerechten sind in Gottes Hand, und des Todes Qual berührt sie nicht.»

Bei vorliegendem Beitrag handelt es sich um die schriftliche Fassung eines Vortrags, den die Autorin am 15. März 2011 vor der Historischen Gesellschaft von Graubünden im Rätischen Museum in Chur gehalten hat.

Die Historikerin Rosemarie Schumann war wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Deutsche Geschichte an der Akademie der Wissenschaften der DDR. Bis zur Auflösung des Instituts 1991 leitete sie dort die Forschungsgruppe Antifaschismus/Deutscher Widerstand.

Adresse der Autorin: Dr. Rosemarie Schumann, Platz der Vereinten Nationen 1, D-10249 Berlin

Endnoten

- 1** Kurt Huber, *Ivo de Vento* (ca. 1540–1575). Lindenberg i. Allgäu 1918.
- 2** Kurt Huber, *Der Ausdruck musikalischer Elementarmotive. Eine experimentalpsychologische Untersuchung*. Leipzig 1923.
- 3** Bundesarchiv (BArch), Berlin, R 3017 (alt R 60 II), Nr. 144, Bl. 43; ebenda, R 3001 (alt R 22), Nr. 1317, Generalakten über Vollzug der Todesstrafe; ebenda, Nr. 1319, Bl. 6ff., Richtlinien für Scharfrichter.
- 4** Stadtarchiv München (StAM), Nachlass (NL) Huber, Diarien, Nr. 164/11; Rosemarie Schumann, *Leidenschaft und Leidensweg. Kurt Huber im Widerspruch zum Nationalsozialismus*. Schriftenreihe des Bundesarchivs, 66, Düsseldorf 2007, S. 9ff., 219ff.; Kurt Huber, *Leibniz. Der Philosoph der universalen Harmonie*. Hrsg. von Inge Köck in Verbindung mit Clara Huber, München/Zürich 1989; ders., *Leibniz und wir*. Aus seinem Nachlass veröffentlicht zum 300. Geburtstag des Philosophen. In: *Zeitschrift für philosophische Forschung*, Bd. I, Reutlingen 1946; Kurt Huber, *Herders Begründung der Musikästhetik*. In: *Archiv für Musikforschung*, 1. Jg., 1936, H. 1; StAM, NL Huber, Nr. 14, 158.
- 5** Schumann, *Leidenschaft und Leidensweg*, S. 15ff.
- 6** Hans Küng, «Soll das der Wille Gottes sein?» In: *Der Tagesspiegel*, Berlin, 19.12.2005.
- 7** Bundesarchiv (BArch), Berlin, R 60 II 137 fol 36, *Mein politisches Bekenntnis*, selbst diktiert von Prof. Huber am 8. März 1943, abgedruckt in: Schumann, *Leidenschaft und Leidensweg*, S. 503ff.
- 8** StAM, NL Huber, Nr. 58, Brief Schischkoffs an Oberbürgermeister, Abt. Kulturreferat der Stadt München vom 19.7.1966.
- 9** Thomas Mann, *Betrachtungen eines Unpolitischen*, 11.–14. Aufl., Berlin 1919, S. XXXII, 214, 351.

- 10** StAM, NL Huber, Nr. 51; Institut für Volkskunde (IVK), München, NL Huber.
- 11** Oberbayerische Volkslieder. Hrsg. mit Unterstützung der Deutschen Akademie und des Deutschen Volksliedarchivs von Kurt Huber und Paul Kiem, 3. Aufl., München 1937.
- 12** Deutsches Volksliedarchiv (DVA), Freiburg, Korrespondenz Kurt Huber – John Meier 1927ff.
- 13** StAM, NL Huber, Nr. 181, Organ des Südd. Radio-Clubs e. V., München, 27.6. 1926; ferner, Kurt Huber, Das musikalische Gesicht der deutschen Stämme. In: Gehört, gelesen. Die Manuskripte der interessantesten Sendungen. Hrsg. vom Bayerischen Rundfunk, München 1957, S. 630ff.
- 14** Thrasybulos Georgiades, Volkslied als Bekenntnis. In: Clara Huber (Hrsg.), Kurt Huber zum Gedächtnis. Bildnis eines Menschen, Denkers und Forschers. Dargestellt von seinen Freunden, Regensburg 1947, S. 99.
- 15** Mitteilungen der Akademie zur wissenschaftlichen Erforschung und zur Pflege des Deutschtums, München 1932, H. 2, S. 123ff.; IVK München, NL Huber, Hu N 30, Bericht Hubers über das Niederbayerische Preissingen in Landshut, 20.6.1931; Kurt Huber, «Zweihundert Kinder singen...». In: Schöne Heimat. Erbe und Gegenwart. Bayerischer Verein für Heimatpflege, München 1973, H. 4, S. 429.
- 16** Hans-Peter Reinecke, Vom Fürst-Adolf-Institut zum Staatlichen Institut für Musikforschung. In: Staatliches Institut für Musikforschung. Preussischer Kulturbesitz, Wege zur Musik. Hrsg. anlässlich der Eröffnung des neuen Hauses, Berlin 1984; Schumann, Leidenschaft und Leidensweg, S. 233.
- 17** Humboldt-Universität zu Berlin, Archiv, Personalakte Kurt Huber.
- 18** Josef Müller-Blattau, Geschichte der deutschen Musik, Berlin 1938; ders. Die Tonkunst in altgermanischer Zeit. Wandel und Wiederbelebung germanischer Eigenart in der geschichtlichen Entwicklung der deutschen Tonkunst. In: Germanische Wiedererstehung. Ein Werk über die germanischen Grundlagen unserer Gesittung. Hrsg. von Hermann Nollau, Heidelberg (1926); ders. Germanisches Erbe in der deutschen Tonkunst, Berlin 1938, Geleitwort Heinrich Himmler; Die dunkle Last. Musikwissenschaft im Dritten Reich. Hrsg. von Brunhilde Sonntag/H.-W. Boresch/D. Gojowy, Köln 1999.
- 19** StAM, NL Huber, Nr. 15; BArch, Berlin, NS 15, Nr. 138, Bl. 52; ebenda, Nr. 59, Bl. 7.
- 20** StAM, NL Huber, Nr. 26, Erklärung Karl Alexander von Müllers vom 1.10.1955.
- 21** Humboldt-Universität zu Berlin, Archiv, Phil. Fak., Nr. 1480; Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, MK 44313.; Schumann, Leidenschaft und Leidensweg, S. 178ff.
- 22** Johann Gottlieb Fichte, Über die Bestimmung des Gelehrten. Über das Wesen des Gelehrten. Vorlesungen, Leipzig o. J. Erste Vorlesung, S. 11; Vierte Vorlesung, S. 49f.
- 23** Kurt Huber zum Gedächtnis. «... der Tod... war nicht vergebens». Hrsg. von Clara Huber, München 1986, S. 78; StAM, NL Huber, Nr. 73,74.
- 24** Vgl. Kurt Huber, Religion und Volkstum. In: Akademische Monatsblätter. Organ des Kartellverbandes Deutscher Burschenschaften, 47. Jg., München 1934, H.1.
- 25** Barbara Schüler, «Im Geiste der Gemordeten...»: Die *Weisse Rose* und ihre Wirkungen in der Nachkriegszeit, Paderborn etc. 2000, S. 157.
- 26** Maria Bruckbauer, «...und sei es gegen eine Welt von Feinden!» Kurt Hubers Volksliedsammlung und -pflege in Bayern, München 1991, S. 20.
- 27** Rebecca Grotjan. In: Die Musikforschung, 2002, S. 216f.
- 28** Reiner Wiehl, Der Philosoph Kurt Huber im Widerstand gegen den Nationalsozialismus. In: Ludwig Maximilians-Universität München. Chronik 1. Oktober 1991 bis 30. September 1993.
- 29** Zit. nach: Schumann, Leidenschaft und Leidensweg, S. 437f.